

KRISTIN WÖLLMER-BERGMANN

27

ROSES

DIE SEELENSAMMLERIN

Roman

Langsam öffnete ich die Augen und blickte in den Spiegel.

Bei meinem Anblick wurde mir schlecht.

Ich verstand nicht, was ich sah.

Es ergab keinen Sinn.

Klara Richter erwacht aus einem finsternen Traum und traut ihren Augen nicht: Ihre Arme sind voll tätowierter Rosen. Klaras Ahnung, dass dahinter etwas Furchtbares steckt, wird zur Gewissheit, als der Todesengel Zedekiah bei ihr auftaucht. Er hat einen Auftrag für sie, den Klara annehmen muss. Sie hat keine Wahl, egal, wie schrecklich er ist, denn die Alternative ist viel entsetzlicher ...

27 Roses ist ein Einzelband aus dem „Im Bann der Unterwelt“-Universum.



Für B.

Inhaltsverzeichnis

EINS

ZWEI

DREI

VIER

FÜNF

SECHS

SIEBEN

ACHT

NEUN

ZEHN

ELF

ZWÖLF

DREIZEHN

ZEKI

KLARA

VIERZEHN

ZEKI

FÜNFZEHN

KLARA

EPILOG

ZEKI



(Rot: 0/ Schwarz: 0)

Ich stehe auf einer dunklen Straße. Allein. Es ist totenstill.
Über mir ist nur der schwarze Nachthimmel. Samtig.
Endlos. Ich fühle mich verloren unter den Sternen.
Ich sehe Straßenlaternen, doch sie sind aus.
Wo bin ich? Bin ich wirklich allein?
Ich blicke mich um, doch ich kenne die Straße nicht.
Nichts kommt mir vertraut vor, ich finde keinen
Anhaltspunkt, wo ich bin. Und warum ich hier bin.
Gänsehaut überzieht meine Arme. Sie schmerzen.
Ich sehe hinunter, doch es ist zu dunkel, um etwas zu
erkennen. Das graue Zwielficht verzerrt alles und verschluckt
die Schatten.
Etwas streift meine Wange. Sanft. Weich.
Dann kratzt es über meine Haut.
Ich weiche erschrocken zurück, doch wie von selbst findet
es seinen Weg in meine Hand. Meine Haut schimmert
gespenstisch weiß im Sternenlicht.
Ich erkenne trotz des Zwielfichts, was auf meiner
Handfläche liegt: Eine schwarze Feder, so groß, dass sie
unmöglich einem Vogel gehören kann.
»Klara«, wispert eine Stimme in mein Ohr. Ein eiskalter
Schauder rinnt über meinen Rücken. »Du bist es. Tu, was
von dir verlangt wird.«

*Ich kann sie nicht orten. Sie ist körperlos.
Atem streicht über meinen Nacken.
Mein Unbehagen wächst ins Unermessliche.
»Klara«, wispert die Stimme wieder.
Ich atme tief durch und drehe mich um, bereit,
demjenigen ins Gesicht zu sehen, doch hinter mir ist
niemand.
Die Feder in meiner Hand wird heiß und schwer.
Ich will sie fallen lassen, doch ich kann nicht. Meine Finger
schließen sich immer fester um den Kiel. Das spitze Ende
bohrt sich schmerzhaft in meine Handflächen.
Ich bekomme Panik. Mein Nacken prickelt, das Gefühl,
dass in der Dunkelheit jemand lauert, wird immer stärker.
Ich will hier weg.
Adrenalin schießt durch meine Adern, doch ich kann mich
nicht rühren. Der Schmerz in meinen Armen wird immer
schlimmer. Meine Haut brennt wie Feuer.
Was passiert hier?
Ich will schreien, doch meine Kehle ist wie zugeschnürt.
Ein Licht kommt auf mich zu wie ein Zug.
Ich reiße meine Arme hoch und bedecke meine Augen. Ich
bin auf den schmerzhaften Aufprall gefasst.
Die Feder in meiner Hand glüht.*

Mit einem Ruck fuhr ich aus dem Schlaf hoch. Meine Haare klebten schweißnass an meiner Wange und mein Atem ging stoßweise.

Der Traum hing schwer an mir wie ein Gewicht, das mich nach unten zog.

War es wirklich nur ein Traum?

Er kam mir so real vor, dass ich geschworen hätte, dass es so passiert war.

Wie eine Erinnerung. Wie ein Ereignis, jetzt in diesem Moment, aus dem ich herauskatapultiert worden war.

Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Die Panik war sehr real. Genau wie der Schmerz in meinen Armen. Es war ein

unangenehmes Brennen, das sich von der Schulter bis zum Handgelenk zog, als sei die Haut stark gereizt.

Ich fühlte mich benommen, trotz der Angst. Mein Kopf war schwer, meine Gedanken wie vernebelt.

Langsam beruhigte sich mein Atem wieder, doch ich fühlte mich, als sei ich noch nicht richtig wach.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, den Traum loszuwerden. Und diesen Phantomschmerz gleich mit. Vielleicht hatte ich im Schlaf auf meinen Armen gelegen und jetzt wurden sie wieder durchblutet. Ich hob sie probeweise, doch das ging problemlos und der Schmerz war anders als das Kribbeln, wenn ein Arm einschlief.

Vorsichtig betastete ich meinen linken Arm. Meine Haut fühlte sich heiß an und meine Berührung stach wie Nadeln. Schnell zog ich die Hand zurück.

Es war zu dunkel im Schlafzimmer, um etwas zu sehen. Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war. Ich tastete nach meinem Wecker auf dem Nachttisch und drückte den Knopf, der die Beleuchtung aktivierte.

4:26. Die Ziffern wurden an die Zimmerdecke projiziert.

Ich schloss die Augen. Was für eine Uhrzeit.

Was für ein schrecklicher Traum.

Ich sollte versuchen, wieder einzuschlafen. Der Schmerz kam vermutlich von einem eingeklemmten Nerv, weil ich mich wegen des Traumes verkrampft hatte. Das kam von allein und ging sicherlich auch wieder von allein.

Neben mir lag Rickart, ich hörte seinen gleichmäßigen Atem. Gut, dass ich ihn nicht geweckt hatte, um diese Zeit war er noch weniger zu gebrauchen als ich. Deswegen traute ich mich auch nicht, Licht anzumachen. Auf den Streit konnte ich verzichten.

In zweieinhalb Stunden musste ich aufstehen, ich sollte jetzt wieder schlafen. Heute stand eine wichtige Klausur an, für die ich lange gelernt hatte.

Ich rollte mich auf den Rücken und schloss die Augen. Versuchte, den Schmerz zu ignorieren. Ich entspannte mich,

so gut es ging, und atmete dagegen an.

Vergeblich.

Meine Arme brannten zu stark, um es zu ignorieren.

Ich wurde immer unruhiger. Da stimmte etwas nicht. Ich musste nachsehen, bevor ich Panik bekam. Nur ein kurzer Blick, um mich zu vergewissern, dass alles okay war und meine Nerven mir einen Streich spielten. Wenn ich mir nichts eingeklemmt hatte, könnte mich trotzdem etwas gestochen haben, etwas Gemeines, das trotz der Kälte draußen überlebt hat. Was konnte das sein, das im November ins Schlafzimmer kroch und mich biss?

Vorsichtig stand ich auf und versuchte, keinen Lärm zu verursachen, um Rickart nicht zu wecken.

Mein Freund lag auf der Seite und atmete ruhig. Ich sah seine Silhouette in der Dunkelheit, außerdem wusste ich immer, wo er lag.

Ich schlich zur Schlafzimmertür und passte auf, dass ich nicht über das hochstehende Dielenbrett stolperte. Das passierte mir ständig.

Es war kalt im Schlafzimmer, obwohl die Heizung lief.

Unsere Dachgeschosswohnung ließ sich nicht richtig aufheizen, das Haus war alt und schlecht gedämmt. Und das trotz der hohen Miete.

Meine Augen waren schlafverkrustet und mir wurde schwindelig, als ich mich durch die Dunkelheit tastete.

Es war stockfinster wie in meinem Traum. Er klebte noch wie Spinnenweben an mir. Das Unbehagen und die Ratlosigkeit waren mit dem Wachwerden nicht verschwunden.

Ich erwartete jeden Moment, die Stimme wieder zu hören. Das Unbehagen kroch über meinen Rücken in meinen Nacken und prickelte dort.

Der Schmerz nahm zu, je mehr Schritte ich machte. Bis zur Tür waren es sieben.

Das lose Dielenbrett knarrte unter meinen Füßen.

Vorsichtig drückte ich die Klinke hinunter und hoffte, dass die Tür nicht quietschte. Langsam zog ich sie auf und schlüpfte durch den Spalt in den Flur. Hier war es noch kälter als im Schlafzimmer.

Bis zum Badezimmer waren es weitere drei Schritte.

Der Schmerz wurde immer unangenehmer, als hätte ich den schlimmsten Sonnenbrand meines Lebens. Die Haut spannte und brannte, der Stoff meines Sleepshirts fühlte sich an wie ein Nadelkissen.

Ich legte die Hand auf den Lichtschalter und zögerte. Ich hatte Angst vor dem, was ich gleich sehen würde. Was, wenn meine Haut rot und geschwollen war? Wenn ich eine allergische Reaktion auf was auch immer hatte?

Was musste ich dann machen?

Die Fliesen unter meinen Füßen waren eiskalt, doch ich merkte es kaum. Der Schmerz wurde immer schlimmer. Die Angst auch. Panik stieg in mir auf, weil ich ahnte, dass das, was ich im Licht sehen würde, schlimm war.

Ich wollte zurück ins Bett, mir die Decke über den Kopf ziehen und aus diesem Traum aufwachen.

Ich konnte nicht, ich war bereits wach.

Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich den Lichtschalter drückte. Für einen Moment sah ich nichts. Das Licht der Deckenleuchte biss sich meine Augäpfel und ich kniff die Augen zusammen.

Ich hasste den Winter. Schon immer. Nicht wegen der Kälte, sondern wegen der dauernden Dunkelheit. Zwischen Oktober und Februar hatte ich das Gefühl, unter einem schweren schwarzen Tuch zu leben. Heute war der erste November. Der Winter hatte gerade erst angefangen.

Endlich schmerzte das Licht nicht mehr so stark. Ich öffnete die Augen und blinzelte mehrere Male. Meine Netzhäute fühlten sich ausgetrocknet an.

Langsam sah ich an mir hinunter.

Ich schloss die Augen erneut.

Mein Kopf schmerzte höllisch. Offenbar waren meine Augen deswegen nicht in Ordnung und was ich gesehen hatte, war nur Einbildung.

Ich musste noch einmal hinsehen.

Dieses Mal blickte ich in den Spiegel.

Bei meinem Anblick wurde mir schlecht. Ich bekam ein dumpfes Gefühl im Bauch, einen Druck auf den Magen. Dann fühlte ich mich, als sei ich beim Gehen in ein Loch getreten. Ein tiefes Loch. Mein Atem klang unnatürlich laut in meinen Ohren.

Ich verstand nicht, was ich im Spiegel sah. Das ergab keinen Sinn.

Langsam schob ich die Ärmel meines Sleepshirts nach oben. Es war, als wäre das eine fremde Person im Spiegel, die zufällig aussah wie ich. Zumindest größtenteils, denn *das da* gehörte nicht zu mir.

Ich berührte meine Arme.

Der Schmerz wurde noch schlimmer, ich stöhnte auf.

Das konnte doch nicht wahr sein. Ich halluzinierte.

Erst wollte ich das Licht wieder löschen und zurück ins Bett gehen, doch es ließ mir keine Ruhe. Ich musste mich der Sache stellen.

Ich atmete tief durch, dann zog ich mir das Shirt über den Kopf und sah genauer hin. Der Knoten in meinen Eingeweiden wurde immer fester, härter und kälter.

Meine Arme waren voll tätowierter Rosen.

Sie waren über und über auf meiner Haut, bedeckten meine rechte Schulter bis zu meinem Handgelenk und von der linken Schulter bis zum linken Ellenbogen. Sie waren schwarz-weiß konturiert. Die Stiele waren grün, doch die Blüten farblos, wie fürs Kolorieren vorbereitet.

Die Haut um sie herum war gerötet, als hätte die Nadel eben noch meine Haut malträtiert.

Das taube Gefühl im Magen wurde zum Eisklumpen.

Ich verstand das alles nicht. Ich sank auf die Toilette und starrte an mir hinunter. Die Rosen blieben.

Ich traute mich nicht, meine Arme erneut anzufassen. Es war, als gehörten sie nicht zu meinem Körper.

Mein Atem beschleunigte sich und mein Brustkorb hob und senkte sich hektisch. Als ich ins Bett ging, waren sie noch nicht da. Ich ...

Meine Gedanken ergaben keinen Sinn. In meinem Kopf war nur noch die Frage, woher sie kamen.

Woher? Woher?

Ich schluchzte und schlang meine Finger ineinander, weil sie plötzlich zitterten. Die Panik wurde immer größer.

Wie von Sinnen schüttelte ich meinen Kopf und versuchte, mich daran zu erinnern, was seit gestern Abend passiert war. Rickart und ich hatten gekocht, und uns dann gegenseitig den Stoff der Klausuren abgefragt, die heute anstanden. Das dauerte so lange, bis wir ein gutes Gefühl hatten. Danach gingen wir ins Bett und schliefen während eines Podcasts ein.

›Woher kommen die Rosen?‹

Tränen traten in meine Augen und ich wusste nicht, was ich machen sollte.

»Rickart!«, schrie ich los. Nebenan knarrte das Bett, als er aufstand. Ich rief ihn noch einmal. Er stolperte über das lose Dielenbrett, als er losrannte. Dann stand er in der Badezimmertür, die grünen Augen weit aufgerissen.

»Klara?« Er sah mich auf dem Klo hocken, Verständnislosigkeit breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Was ...«

Da sah er sie. Er ging vor mir auf die Knie, sein Gesicht war starr. Ratlos. Seine warmen Finger legten sich auf meine Schultern. Mir war eiskalt und meine empfindliche Haut reagierte mit Schmerz. Ich zuckte zurück.

»Was ist das?«, fragte er tonlos.

In mir brach ein Damm. Tränen liefen über meine Wangen und mein Körper krampfte. »Ich weiß es nicht. Ich bin von den Schmerzen aufgewacht.«

Rickart war völlig überfordert. Er setzte sich auf den kleinen Teppich vor dem Waschbecken und starrte mich an. Sein rotbraunes Haar stand in völliger Anarchie vom Kopf ab. »Das kann doch nicht sein. Ist das ein Witz?«

»Sehe ich aus, als würde ich Witze machen?«, heulte ich. Er schüttelte langsam den Kopf.

Vorsichtig streckte er die Hand nach mir aus und berührte meinen linken Arm unterhalb der letzten Rose. Ich zuckte zusammen, seine Berührung war fast unerträglich.

Sie machte alles realer.

»Oh Gott!«, stieß er plötzlich hervor und sein Gesicht verzerrte sich. »Sie sind noch hier!«

Er sprang auf und rannte zur Wohnungstür, bevor ich verstand, was er meinte. Ich hörte, wie er den Schlüssel umdrehte, dann machte er das Flurlicht an. Er lief in die Küche und riss eine Schublade auf. Die mit den Messern.

Ich sah ihn in den Flur zurücklaufen. Sein Gesicht war angstverzerrt und grimmig entschlossen. Das große Kochmesser hielt er in der linken Hand.

»Rickart?«, flüsterte ich, doch er schüttelte den Kopf und machte das Licht im Schlafzimmer an. Dann trat er zurück in den Flur und wandte sich dem Wohnzimmer zu.

Mein Herz klopfte mir bis zum Hals. Er ging davon aus, dass Leute eingebrochen waren, die das mit mir gemacht hatten. Verrückte Sadisten, die noch hier sein könnten.

Mein Handy lag auf meinem Nachttisch. Ich konnte keine Hilfe rufen, wenn sie ihn jetzt angriffen.

Wenn sie denn noch da waren.

Ich kam auf die Beine und wischte mir die Tränen aus dem Gesicht. Ich konnte ihn nicht allein lassen.

Rickart machte das Licht im Wohnzimmer an und sprang mit einem Satz hinein. Mir blieb fast das Herz stehen.

Er kam zurück. »Hier ist niemand mehr«, sagte er finster. Er legte das Messer auf den Schuhschrank und kam zu mir. Ich fror erbärmlich, nur meine Arme brannten.

»Klara, was ist passiert?«, fragte er leise und zog mich an sich. Ich klammerte mich an ihm fest.

»Wir müssen zur Polizei gehen«, sagte er schließlich.

Gänsehaut überzog meinen Körper und Widerwillen stieg in mir auf. Ich wollte nicht, dass Fremde kamen, mich begafften und ein Urteil über die Rosen fällten.

Ich wollte nicht, dass jemand etwas unternahm, solange ich selbst nicht wusste, was geschehen war. Und vor allem glaubte ich nicht, dass Polizeibeamte mir helfen konnten.

»Warum?«, flüsterte ich. »Was soll die Polizei machen? Die Tätowierungen sind echt, egal, was wir tun.«

»Klara, hier war jemand in unserer Wohnung«, sagte er nachdrücklich, sein Blick zuckte zum Messer auf dem Schuhschrank. »Jemand war hier und hat dich verletzt, fürs Leben gezeichnet. Und ich habe keine Ahnung, wie das passiert ist.« Er fasste sich an die Stirn. »Gar keine. Ich war um Mitternacht sogar noch auf der Toilette, da lagst du friedlich im Bett. Ohne Rosen. Und definitiv war da niemand in der Wohnung. Ich verstehe das alles nicht.«

Er trat einen Schritt zurück und nahm meine Hände, sodass ich die Arme ausstreckte. Mein Blick saugte sich an den Rosen fest. »Das muss doch Stunden gedauert haben. Eher Tage«, murmelte er und drehte meine Hände um. »Der Schmerz wäre unerträglich. Ich hätte das hören müssen. Man hat uns betäubt. Man ...« Er ließ mich los und rannte ins Schlafzimmer, um sein Handy zu holen.

»Montag, erster November«, flüsterte er, noch ratloser als zuvor, als er zurückkam. »Ich dachte schon, wir hätten einen ganzen Tag verloren.«

Ich schüttelte hilflos den Kopf. Mein Schädel dröhnte. Meine Zunge war wie gelähmt.

»Aber vielleicht sind sie gar nicht echt. Vielleicht ist das wirklich nur ein dummer Scherz.« Sein Blick ging mir durch Mark und Bein. Er war vorsichtig. Vorwurfsvoll.

Glaubte er wirklich, dass ich solch einen Aufwand betrieb, um ihn aufs Glatteis zu führen? Ich wünschte, es wäre so,

aber das käme mir nie in den Sinn.

Doch Rickart griff nach einem Waschlappen, machte ihn nass und fuhr über meinen Arm.

Ich beobachtete ihn dabei. In mir kam eine wilde Hoffnung auf, dass die Rosen verschwanden. Dass sich die Farbe doch noch von meiner Haut löste, Rickart lachte und mir sagte, dass er mich ganz schön drangekriegt hatte. Ich ballte die Hand zur Faust, um ihn dafür zu boxen. Verdient hätte er es, wenn er mich so ärgerte.

Die Tätowierung blieb.

Er wiederholte das Ganze, dieses Mal wischte er kräftiger. Ich zuckte zusammen, weil es schmerzte, und starrte auf meinen Arm. Das winzige Gefühl der Hoffnung in meinem Brustkorb verpuffte. Es war kein Scherz. Egal, wie sehr er den Druck erhöhte, die Tätowierung blieb.

Rickart biss die Zähne zusammen. »Scheiße.«

Sein Blick fiel auf meinen Panty. »Bist du in Ordnung?«, fragte er und drehte mich herum. Seine Hände fuhren über meinen nackten Rücken, strichen mein Haar zurück und untersuchten meinen Hals. Ich konnte mich kaum rühren und sah einfach an mir hinunter.

Abgesehen von meinen Armen tat mir nichts weh. Aber ich hatte auch das Tätowieren nicht gespürt. Ich hatte Angst, dass noch eine Betäubung in meinem Körper war, die viel schlimmeren Schmerz überdeckte.

Rickart ging in die Knie und sah nach. Ich schloss die Augen und blendete seine Berührungen aus.

Ich war kurz vorm Durchdrehen.

»Nichts«, sagte er und kam wieder hoch. »Keine Blutergüsse oder ähnliches.« Er nahm mich in den Arm. »Scheiße, was ist denn bloß passiert?«

»Ich weiß es nicht«, schluchzte ich. Ich zitterte am ganzen Körper und fühlte mich sterbenselend. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Ich wusste nicht, wie ich die Rosen loswerden sollte.

Ich wollte einfach nur in mein Bett und mich verstecken. Und dann hoffen, dass alles nur ein böser Traum war.

Rickart hielt mich mit einem Arm fest, dann hörte ich den Rufaufbau seines Telefons. Eine Polizeidienststelle meldete sich. Rickart nannte seinen Namen und unsere Adresse, dann schilderte er, was seiner Meinung nach geschehen war. Am anderen Ende der Leitung war es still.

Ich hielt den Atem an.

»Sind Sie sicher?«, fragte der Polizist schließlich.

»Nein«, sagte Rickart mit bebender Stimme. »Aber meine Freundin ist voll Tätowierungen, die gestern Abend nicht da waren. Es *muss* jemand hier gewesen sein.«

»Wir kommen zu Ihnen«, versprach der Beamte und beendete das Gespräch.

Ich lehnte an Rickarts Brust und fühlte mich leer. Ich verstand ja, warum er bei der Polizei angerufen hatte, aber was sollte sie tun?

»Du solltest dir etwas überziehen«, flüsterte er in mein Ohr und zog mich mit sich ins Schlafzimmer. Er schlüpfte in eine Hose und einen Pullover und warf mir ein Tanktop und eine Jeans zu. Wie in Trance zog ich die beiden Teile über. Dann legte er mir eine Decke um die Schultern. Erst jetzt merkte ich, dass ich wieder weinte.

Oder immer noch?

Es dauerte nur eine Viertelstunde, da klingelte es.

Kurz darauf standen zwei Polizistinnen in unserem Flur.

»Herr Sundgren?«, fragte die Jüngere.

Rickart nickte und wies auf mich. »Meine Freundin Klara Richter. Sie ist das Opfer.«

Die Worte klangen grauenvoll in meinen Ohren. Ich wollte kein Opfer sein. Und mich nicht wie eins fühlen.

Die ältere Polizistin trat zu mir. »Was ist passiert?«

Ich streckte ihr den linken Arm entgegen. »Die waren gestern noch nicht da.«

Die beiden Frauen tauschten einen Blick, den ich nicht verstand. Dann sahen sie Rickart an. »Und Sie haben nichts

mitbekommen?«, fragte die Jüngere.

Rickart schüttelte den Kopf.

Die Ältere - T. Seick stand auf ihrer Uniform - ging mit mir in die Küche und befragte mich, während sich ihre Kollegin mit Rickart umsah und sich alles schildern ließ.

Frau Seick schloss die Küchentür. »Sie können ehrlich mit mir reden, Frau Richter. Ich bin auf Ihrer Seite. Was ist passiert?«, fragte sie.

»Ich bin davon aufgewacht, dass meine Arme wehtaten. Dann habe ich die Tätowierungen gesehen«, antwortete ich matt. »Als ich ins Bett ging, waren sie definitiv nicht da. Und mein Freund war in der Nacht auf der Toilette und hat auch nichts bemerkt. Hier war niemand in der Wohnung. Zumindest nicht um Mitternacht.« Ich stockte, weil ich merkte, dass meine Aussage keinen Sinn ergab.

Es war die Wahrheit, half aber kein bisschen weiter.

»Aber Sie müssen etwas bemerkt haben«, sagte sie mit sanftem Nachdruck. »Ihr ganzer Arm wurde tätowiert.« Ich zeigte ihr den rechten Arm und ihre Brauen hoben sich. »Das können Sie unmöglich verschlafen haben.«

»Ich weiß. Aber ich habe nichts gemerkt.«

Sie betrachtete mich, nahm meine Hand und zog meinen Arm näher zu sich. »Die sind sehr gut gemacht«, sagte sie leise und konnte sich kaum losreißen. »Das sind keine Schmierereien, die Blumen sehen wie echt aus. Das kann unmöglich innerhalb einer Nacht passiert sein.«

Sie fand die Tattoos schön. Vielleicht war das so, aber nur, wenn sie freiwillig auf die Haut kamen.

Ich entzog ihr meine Hand. »Ich wollte das nicht.«

»Und ansonsten geht es Ihnen gut?«, fragte sie. »Keine Verletzungen oder sonstigen Beschwerden?«

»Ich habe Kopfschmerzen und fühle mich schlapp, aber ansonsten bin ich unversehrt. Mein Freund hat nachgeschaut. Es ist alles in Ordnung«, erwiderte ich.

Sie nickte mit hochgezogenen Augenbrauen. »Kann er etwas damit zu tun haben?«, fragte sie gedämpft.

»Rickart?« Ich schüttelte den Kopf, beinahe hätte ich gelacht, weil die Frage so absurd war. »Im Leben nicht!«

»Frau Richter, Sie verstehen sicherlich, dass diese Sache für uns schwierig zu beurteilen ist. Sie können sich an nichts erinnern und es finden sich keine Spuren, die auf ein Verbrechen hindeuten. Es gibt weder Einbruchsspuren noch sonst einen Hinweis darauf, was geschehen ist. Und, was das schwierigste ist: Die Zeiträume passen genau so wenig, wie glaubhaft ist, dass Sie von alledem im Schlaf nichts mitbekommen haben«, sagte Frau Seick betont neutral. Sie zuckte mit den Schultern, beinahe entschuldigend. »Ich kann Ihnen anbieten, dass Sie mit auf die Wache kommen und eine Blutprobe abgeben, die wir auf Betäubungsmittel untersuchen. Der Sachverhalt ist so abwegig, dass es schwierig wird, die Anzeige überhaupt aufzunehmen. Eine Körperverletzung ist vielleicht gegeben, aber wir wissen nicht, wer Sie tätowiert hat und haben keinen glaubhaften Zeitraum. Es gibt nur Ihre Aussage, dass Sie dem nicht zugestimmt haben. Die Aussage Ihres Freundes hilft auch nicht weiter, weil auch er nichts mitbekommen hat, obwohl er bei Ihnen war. Eine verzwickte Sache, denn wenn wir Anzeige gegen unbekannt stellen, haben wir kaum einen Anhaltspunkt für eine Ermittlung. Also denken Sie bitte noch einmal scharf nach, ob Ihnen nicht doch etwas Nützliches einfällt.«

Ich starrte stumm auf meine Arme und wusste nicht, was ich sagen sollte. Das dumme Gefühl wurde immer stärker.

Sie glaubte mir nicht. Vielleicht dachte sie, ich wäre allein unterwegs gewesen und wollte vor Rickart verheimlichen, was geschehen war. Vielleicht dachte sie auch, wir hätten Drogen zu uns genommen und einen Filmriss.

Mir ging die Fantasie aus. Ich sah nur noch die Rosen.

»Gibt es jemanden, der Ihnen einen so gemeinen Streich spielen könnte? Haben Sie Streit mit jemandem?«

Ich schüttelte den Kopf. »Weder im Freundeskreis, noch in der Uni oder in meinen Jobs kenne ich Leute, die so etwas

tun würden. Und falls ich den Verdacht hätte, würde ich mich von ihnen fernhalten.«

Ihre Kollegin und Rickart kamen zu uns in die Küche. »Nichts«, sagte die jüngere Polizistin - A. Tatenberg stand auf ihrer Dienstjacke. »Keine Einbruchspuren, keine Unordnung, es fehlt nichts. Und es gibt auch keinen Hinweis darauf, dass hier jemand tätowiert wurde - keine Utensilien, nicht einmal ein Taschentuch mit Tintenresten oder ein Blutropfen.« Sie warf mir einen misstrauischen Blick zu. »Eigentlich *kann* das hier nicht passiert sein.«

»Wollen Sie Anzeige wegen Körperverletzung erstatten?«, fragte mich Frau Seick.

»Natürlich!«, sagte Rickart sofort.

»Frau Richter?« Wieder ruhten ihre Augen forschend auf mir. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Bringt das denn irgendwas?«, fragte ich.

»Vielleicht übernimmt Ihre Krankenkasse dann die Entfernung der Tattoos«, sagte Frau Tatenberg spitz. Ihr Misstrauen war beinahe mit Händen greifbar. Sie hielt mich für eine Lügnerin. Mindestens. Und Rickart sicher auch. Zudem gab sie mir das Gefühl, dass ich ihre Zeit verschwendete. »Wenn Sie das denn überhaupt wollen«, fügte sie hinzu und bestätigte meinen Verdacht.

Rickart warf mir einen auffordernden Blick zu, also nickte ich müde. Frau Tatenberg holte ein Tablet heraus und nahm alle Details auf, die Rickart ihr gab.

Dann unterschrieb ich auf dem Pad und die beiden Polizistinnen gingen mit dem Hinweis, dass man sich bei uns wegen einer Blutabnahme melden würde.

Frau Seicks Worte hallten in meinem Kopf nach.

Sie hatte mir schon in Aussicht gestellt, dass die Anzeige nichts brachte. Wahrscheinlich meldeten sie sich nicht einmal wegen des Bluttests.

Ich hörte, wie sie im Treppenhaus leise miteinander sprachen. Rickart schloss die Tür und kam zu mir in die Küche. Seine Miene war angespannt.

»Sie glauben uns nicht«, sagte ich erschöpft.

Er sah mich nachdenklich an. »Ich kann's sogar verstehen. Die Geschichte ist ja auch komisch.«

»Die Anzeige wird einfach ins Leere laufen«, sagte ich. »Sie werden nichts finden und ich gehe nicht davon aus, dass sie es überhaupt versuchen. Es wird keine Spurensicherung kommen und nach Haaren und Blutstropfen suchen. Es wird nichts passieren. Es war sinnlos, dass sie hier waren. Außer dass wir behandelt wurden, als wären wir Lügner. Im besten Fall.«

»Ich weiß. Wir mussten aber Anzeige erstatten«, erwiderte er. »Wegen der Entfernung, wie die Polizistin sagte.«

Ich starrte auf meine Arme und spürte Widerwillen. Ich wollte, dass sie verschwanden. Von ganzem Herzen. Aber der Gedanke, sie weglasern zu lassen, fühlte sich falsch an.

Rickart stellte sich vor mich und sah mir forschend ins Gesicht. Seine Augenbraue war angehoben und ich sah einen leichten Zweifel in seinen Augen. Das tat mir weh. Wie konnte er an mir zweifeln?

»Willst du mir etwas sagen?«, fragte er. »Gibt es etwas, das ich wissen muss?«

Seine Stimme war sanft, trotzdem schmerzte jedes Wort.

Und ich war müde. So müde.

Ich starrte ihn an und wusste nicht, was er von mir wollte.

»Was denn?«, fragte ich. Meine Stimme klang dünn. »Du weißt doch alles. Du warst bei mir.«

Er wartete schweigend und sah mir in die Augen. Ich fühlte mich unter Druck gesetzt und unwohl. So hatte er mich noch nie angesehen. So misstrauisch.

Ich wusste doch auch nichts!

Wieder traten Tränen in meine Augen.

Er streichelte meine Wange und küsste mich. »Tut mir leid, das war so nicht gemeint.« Er sah auf die Uhr. »Ich mache Frühstück, dann rufe ich beim Hautarzt an.«

»Ich muss zur Uni«, sagte ich. »Die Klausur in Deutscher Literatur ist heute.«

»So, wie es dir geht?«, fragte er zweifelnd. »Kannst du dich überhaupt konzentrieren?«

Nein, konnte ich nicht, musste ich mir eingestehen. Ich wollte nichts essen und zwang mich, eine Tasse Tee zu trinken. Um meine Arme nicht sehen zu müssen, zog ich eine Sweatjacke von Rickart über.

Die Ärmel waren weit genug, um keinen Druck auf meine Haut auszuüben.

Währenddessen telefonierte er mit verschiedenen Arztpraxen, bis er einen Termin organisieren konnte.

»Wir sollten sofort losfahren«, sagte er und holte meine Jacke. »Der Weg ist ziemlich weit.«



(Rot: 0/ Schwarz: 0)

Ich folgte Rickart wie eine Schlafwandlerin zur Bushaltestelle. Unter meiner Jacke schmerzten meine Arme.

Es war wie ein dumpfes Pochen, das mit meinem Herzschlag pulsierte. Alles konzentrierte sich auf dieses Pulsieren. Meine Gedanken fuhren Karussell, sie waren unscharf. Flüchtig. Ich zermarterte mir das Gehirn, ob ich etwas vergessen hatte.

Wie konnte ich die Tätowierungen verschlafen? Wie konnte jemand in unsere Wohnung kommen und das mit mir machen, ohne dass Rickart es bemerkte?

Das alles ergab keinen Sinn.

Meine Gedanken ballten sich zusammen und zerstoben dann wie Laub, das vom Wind aufgewirbelt wurde.

Gar kein Sinn.

Tränen stiegen in meine Augen. Meine Hände zitterten, mir war kalt. Ich fühlte mich ohnmächtig. Verloren.

Vorsichtig tastete ich nach Rickarts Hand. Ich brauchte ihn. Er war meine Erdung. Mein Halt.

Seine Finger schlangen sich um meine und hielten mich fest. Der Druck war tröstlich, doch mein Herz verkrampfte sich, als ich in sein angespanntes Gesicht sah.

Er machte sich Sorgen. Er verstand das alles nicht. Und wenn er etwas nicht verstand, wurde er meist erst ungeduldig und dann wütend. Er versuchte, mir zu helfen. Er liebte mich, das war der Grund, warum er sich solche Mühe gab. Das wusste ich und ich war ihm dankbar dafür.

Normalerweise.

Heute fühlte ich mich gefangen. Irgendwo in einem luftleeren Raum, in dem ich nicht vor- oder zurückkam. Die Luft zum Atmen wurde knapp und der Druck stieg.

Rickart streichelte abwesend mit dem Daumen meinen Handrücken. Er war für mich da. Aber in diesem Moment engte es mich ein, obwohl ich die Nähe gesucht hatte.

»Was soll der Hautarzt denn machen?«, fragte ich leise.

»Er kann sich deine Arme ansehen und schauen, ob du verletzt bist«, sagte Rickart. »Ich glaube nämlich auch, dass die Polizei sich nicht meldet. Dann können wir ihnen den Befund schicken. Wir haben ja das Aktenzeichen. Und wir können den Arzt darum bitten, dass er eine Blutuntersuchung macht, um auszuschließen, dass mit der Tinte noch etwas anderes in deinen Körper gelangt ist.«

Panik erfasste mich, als ich darüber nachdachte. Darauf hatte ich bisher keine Sekunde verwendet. Jetzt schien es mir sicher, dass ich mit irgendwas infiziert worden war. Ich bekam einen Kloß im Hals. Das war alles zu viel.

Rickart bemerkte es und schlang vorsichtig den Arm um meine Schultern. »Tut mir leid«, flüsterte er. »Das war ...« Er brach ab.

»Nur die Wahrheit«, schluchzte ich. »Ich weiß überhaupt nicht, was ich machen soll.«

»Ich auch nicht«, gab er zu. »Ich versuche, etwas zu tun, und hoffe dabei, dass ich dir helfen kann.« Er küsste meine Stirn. »Tut mir leid, was ich vorhin gesagt habe.«

Ich schmiegte mich an ihn und schwieg.

Ich glaubte ihm, dass es ihm leidtat, aber seine Worte hatten mich verletzt. Sie hatten mich verunsichert.

Mittlerweile bezweifelte ich, dass ich mir selbst trauen konnte.

Ich hatte das Gefühl, dass ich etwas wichtiges vergessen hatte. Aber was?

Nach einer gefühlten Ewigkeit und zweimaligem Umsteigen erreichten wir die Praxis des Hautarztes. Sie war am anderen Ende der Stadt, mitten in Altona. Hier waren wir nur manchmal, weil Rickarts Cousin Ben hier mit seiner Freundin lebte.

Die Praxis war etwas versteckt, Rickart fand sie trotzdem und zog mich an der Hand hinter sich her. Inzwischen führten wir nur noch Small Talk. Uns beiden saß die Nacht in den Knochen.

Ich starrte auf das Praxisschild, während Rickart klingelte, und fühlte mich unwohl. Ich wollte nicht hineingehen. Ich wollte die Tätowierungen nicht herumzeigen.

›Ich sollte das nicht tun‹, schoss es mir durch den Kopf.
›Nicht jeder Beliebige sollte sie sehen.‹

Ich wollte Rickart gerade sagen, dass wir wieder gehen mussten, da ging der Summer und mein Freund trat ein. Er sah über seine Schulter zurück zu mir. »Kommst du?« Er hielt mir die Tür auf. Hinter mir kamen Leute. Ich musste hineingehen, es war, als hätte ich keine Wahl.

Mein Widerwille wuchs immer weiter, auf den Stufen hinauf, am Empfangstresen, wo die Sprechstundenhilfe meine Versicherungskarte einlas.

Die ganze Zeit wollte ich am liebsten weglaufen. Ich wollte mich verstecken und warten.

»Dr. Burchardt kommt gleich«, sagte die Frau, die meine Karte eingelesen hatte, und wies auf ein Sprechzimmer. »Gehen Sie gleich durch.« Sie warf mir einen Blick zu, der mir nicht gefiel.

»Was hast du ihnen gesagt?«, fragte ich leise, als Rickart die Tür des Sprechzimmers hinter uns geschlossen hatte. Er setzte sich neben mich auf einen Stuhl.

»Was passiert ist«, antwortete er.

»Kein Wunder, dass sie mich so neugierig angesehen hat«, murmelte ich. »Sie hat sich sicher gefragt, wie jemand aussieht, dem so was passiert.«

»Hey.« Er nahm meine Hand und beugte sich zu mir herüber. »Du siehst aus wie die Frau, die ich seit vier Jahren liebe. Alles andere ist mir scheißegal.«

Er küsste mich und seine Worte wärmten mein Herz. Aber nur kurz, dann war die Angst wieder da.

Der Arzt kam herein und warf mir einen ähnlich seltsamen Blick zu wie seine Assistentin. »Dann erzählen Sie mal, Frau Richter, was passiert ist«, forderte er mich auf.

Meine Lippen fühlten sich wie versiegelt an. Ich wollte nicht mit ihm sprechen. Er war mir unsympathisch und seine Körperhaltung zeigte mir seine Ablehnung. Und seine Neugier. Er hatte uns den Termin nur gegeben, weil er sich mit eigenen Augen überzeugen wollte. Mehr nicht. Ich war eine Anekdote für die nächste Golfrunde.

Rickart wurde mein Schweigen zu lang. Er sprang ein und erzählte Dr. Burchardt, was geschehen war. Der Hautarzt hörte ihm zu und ließ mich nicht aus den Augen. Dann forderte er mich auf, meine Arme freizumachen. Ich tat es erst, nachdem Rickart mich angestoßen hatte.

Die Augen des Mediziners weiteten sich verblüfft, als er meinen linken Arm untersuchte. Ich hielt die Luft an, als er mich berührte, und biss mir auf die Unterlippe. Am liebsten wäre ich weggelaufen. Irgendwohin, wo mich niemand begaffte.

»Die Haut ist zwar gerötet, aber es gibt keine Verletzungen«, stellte der Arzt fest.

»Die Tätowierungen wurden fachmännisch durchgeführt.« Er sah mich forschend an. »Und Sie können sich an nichts erinnern?«

Ich schüttelte den Kopf. Seine Augenbraue hob sich, als er den rechten Arm untersuchte. »Siebenundzwanzig«, sagte er. Ich zuckte zusammen.

»Wie bitte?«, fragte Rickart.